



Nr. 1.

Prag, den 3. Jänner 1913.

XIV. Jahrg.

Die Warnerin.

Auf des Lebens viel verschlung'nen Pfaden
Soll dem Wand'rer ich zur Vorsicht raten.

Jüngling! Alandhen habe ich geseh'n,
So wie dich vom Vaterhause geh'n;
Aber meines Alter schwere Tritte
Hielten nicht mit ihm stets gleiche Schritte!
Bracht' mein Mahnungsruf ihn nicht zurück,
Aengstlich folgte ihn alsdann mein Blick.
Was ich sah, als ich so fern geblieben,
Hab' auf diese Tafel ich geschrieben.

Lies nur! Wen'ge haben — die hier rechts —
Würdig ihres edlen Geschlechts
Ihren Weg zurückgelegt in Ehren,
Stets bedacht, zum Vater umzukehren;
Doch die Aelsten — links steht ihre Bahl —
Stürzten sich in Schmach und ew'ge Qual.
Reuevoll, doch ach! vergebens ringen
Sie nun' sich zum Vater aufzuschwingen.

Helfen kann ich nicht, ich schreib' nur auf,
Andern eine Warnung, den Verlauf.
Tseth entsendet mich zu dir der Vater,
Wählst du mich zum Führer und Berater,
Sicher ist dein Pilgerpfad alsdann,
Wenn er auch nicht weit dich führen kann;
Denn ich bleib' oft steh'n zur sichern Warnung,
Rückwärts geht mein Blick — ich heiß' Erfahrung,

Dr. A. Stein.

II. Buch Moses, Kap. 12, V. 57.

„Und die Kinder Israels brachen auf von Raamses gegen Sakkoth, sechshunderttausend Mann Fußvolk.“

So zogen denn die Kinder Israels nach einem Aufenthalte von 430 Jahren aus dem Lande Egypten, aus dem Lande der Knechtschaft der Freiheit entgegen. Sie ahnten wohl kaum, daß dieser Auszug ein Ereignis von der größten Bedeutung in der Weltgeschichte werden sollte. Und sie mochten kaum voraussehen, daß viele tausend Jahre später eine halbe Welt dieses Ereignisses gedenken wird. Es war der erste Schritt eines ganzen Volkes auf die Bühne der Weltgeschichte. In einem Tage trat das Volk die Wanderschaft an und verlangte nach einer Stelle, wo es sich nach der Art anderer Völker niederlassen könnte.

Der Bericht, den uns die heilige Schrift hierüber gibt, sagt in knappen Worten mehr als man glauben möchte. Die Knechte, die bisher dem Pharao Sklavendienste leisten mußten, sind als freie Männer hinausgetreten, denn sie hatten bereits vor dem Auszuge den Grund zu ihrer Freiheit gelegt. Es geschah durch das Gleichheitsgesetz, das in seiner schlichten Weise lautete:

„Eine Lehre und ein Gesetz sei Euch gemein und dem Bürger, der in Eurer Mitte wohnt.“

Die Gleichheit aller vor dem Gesetze, das war ein schwer erworbenes ideales Gut, welches sie aus Mizrajim mit auf die Wanderschaft nahmen. Sie vermochten es auch zu schätzen. Sie, die Jahrhunderte lang zugehauert haben, wie die Mächtigen die Schwachen straflos bedrücken durften, wie die Einwohner des Landes in Kasten eingeteilt, ganz verschiedenen Gesetzen unterworfen waren, wie die einen litten, wo die anderen nur genoßen; ihnen mußte es eine Erlösung sein, sich gleich unter Gleichen zu fühlen, so behandelt und beurteilt zu werden.

Sie hatten ein Gesetz, welches sie alle gleichmäßig band und verpflichtete. Wie viele Jahrtausende mußten vergehen, bevor nur ein Teil der Erdenbewohner das Gesetz der Gleichheit einführte? Und wie viele Völker leiden noch heute Mangel an einem solchen und ächzen unter der Willkür ihrer Herrscher?

Das Volk der Kinder Israels ist aber im Besitze dieses Gesetzes schon gewesen, als es den Auszug aus Egypten antrat. Es ist also ausgestattet worden von ihrem Führer, den Gottgesandten Moses, der den sich ihm anvertrauenden Scharen auch ein Ziel gab: Das Land der Väter, das ihnen von Gott selbst verheißen wurde.

Jahrtausende hindurch werden diese Kapitel aus den heiligen Rollen alljährlich um diese Zeit vorgelesen. Und jederzeit weckten sie im Herzen aller Zuhörer einen gewaltigen Widerhall. Die Väter, denen Solches geschah, sind es mehr als wert, sich ihrer mit Stolz zu erinnern. Es waren die Zeiten und Verhältnisse nicht gleich, unter welchen die Zuhörer den vorgelesenen Sätzen lauschten:

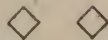
Am Euphrat und am Tygris wurden ihnen einst mit gleicher Andacht gelauscht, wie viele hundert Jahre später an den Ufern des Tajo und des Ebro und man horchte ihnen später ebenso in tiefer Andacht am Rhein und an der Weichsel. Oft warteten der andächtigen Horcher rohe Gefellen, welche sie vom Betpult zum qualvollen Tode führten. Die Nachkommen dieser Unglücklichen klammerten sich um so fester an das Gotteswort und keine Macht der Welt vermochte es ihnen zu entreißen.

Und nun erschallen dieselben Worte die wir allsabbatlich aus der heiligen

Schrift vernehmen, in Ost und West und Nord und Süd, überall dort, wohin Judas Stamm auf seiner Wanderung verschlagen wurde, und das ist so

ziemlich allerorten wo Menschen wohnen: Der Bericht des Auszuges der Kinder Israels aus Egypten. . . .

Ben Jehuda.



Leopold Kompert.



Gerne lauscht unsere Jugend auf die Erzählungen von Vater und Mutter aus ihrer Kinderzeit und wenn Großmütterchen oder Großvater ihre Erlebnisse den Enkelkindern zum besten geben, da werden diese gar nicht müde und verlangen immer noch mehr zu hören. Besonders Interesse erwecken Geschichten aus der alten Judengasse oder aus dem „Ghetto“,*)

wo ein Haus an das andere grenzte und in der Mitte die massiv gebaute Synagoge, „Schule“ zumeist genannt, sichtbar war, zu deren Besuch der „Schulklopfer“, der Diener der Gemeinde, früh und abends jung und alt zusammenrief. Zum Ruhme unserer damaligen Kinder darf gesagt werden, daß kein Knabe es übers Herz brachte, wenn die drei Schläge

*) Der Namen „Ghetto“ stammt aus dem Italienischen und bedeutet soviel wie die „Judenstadt“ die meist mit einer Mauer umgeben war und deren Tore bei einbrechender Dunkelheit geschlossen wurden.

eines hölzernen Hammers am Haustor oder an den steinernen Türpfosten hörbar wurden, dem Gotteshause fern zu bleiben. Nächst der dem Gottesdienst geweihten heiligen Stätte, der „Schule“, war es das jüdische Schulhaus, das zur Zeit, wo der gemeinsame, öffentliche Schulunterricht noch nicht Staatsgesetz war, eines regelmäßigen Besuches seitens der jüdischen Jugend sich erfreute, denn „Lernen“ war die Parole in der Judengasse und ein Ungebildeter, ein אדם בלי תורה genannt zu werden, galt als größte Schande. Leiden und Freuden barg die alte „Judengasse“ oder das „Judenviertel“, die darin dicht nebeneinander wohnenden Familien standen in steter Beziehung zu einander, Freude und Trauer giengen allen gleich nahe und wenn z. B. des Schulklopfers zwei Hammerschläge — statt der gewöhnlichen drei — einen Todesfall in der Gemeinde meldeten, da herrschte allgemeine Trauer, wie auch andererseits an einem Freudenfeste in einer jüdischen Familie die ganze Gemeinde sich beteiligte. So herrschte ein ganz eigentümliches Leben und Weben im Ghetto und die Berichte darüber haben einen ganz merkwürdigen Reiz, sie muten uns an wie die schönsten Märchen aus alter Zeit, nur mit dem Unterschiede das diese erfunden, jene Erzählungen aus dem Leben in der Judengasse aber der Wirklichkeit entnommen sind. Und ein solcher Meister in der Schilderung des jüdischen Familienlebens vergangener Tage und Jahre war Dr. Leopold Kompert, dessen wohlgetroffenes Bild mit einer kurzen Lebensgeschichte wir unseren jungen, wißbegierigen Lesern hier bringen.

Unser Leopold — sein hebräischer Vorname war לוי — wurde am 15.

Mai 1822 zu Münchengrätz in Böhmen geboren und erhielt im Elternhause bis zum zehnten Jahre eine sorgfältige Erziehung und von seinem Großvater einen gründlichen Unterricht, bei welchem die Bibel im Urtexte den ersten und wichtigsten Lehrgegenstand bildete. Als 10jähriger

Knabe kam unser Kompert ans Gymnasium in Jungbunzlau und von da nach mehrjährigem Studium nach Prag, wo er, da seine Eltern ihr ganzes Vermögen mittlerweile verloren hatten, sich durch Privatunterricht erhielt und dabei weiter studierte. Eines Tages, es war im Jahre 1838, verließ der 16jährige Student Prag und wanderte zu Fuß nach der Reichshauptstadt, dem schönen Wien, dem Ziele seiner Sehnsucht. Hier übernahm er bei einem Kaufmann die Erzieherstelle bei dessen fünf Knaben und studierte mit Eifer bis zum Jahre 1840. Wieder erwachte der Wandertrieb in unserem Jüngling, er zog nach Ungarn, um das Land der Romantik kennen zu lernen, verweilte in der Hauptstadt und anderen größeren ungarischen Städten, kam 1846 wieder nach Wien zurück und begann mit der Veröffentlichung seiner geist- und gemütvollen „Geschichten aus dem Ghetto“, die dem jungen Schriftsteller zu einem klangvollen Namen verhalfen und ihn in die literarische Welt einführten. Im Jahre 1848 wollte Kompert Medizin studieren, die politisch bewegte Zeit hinderte ihn jedoch an der Ausführung seines Planes, er gab sich ganz literarischen Arbeiten hin, insbesondere der Schilderung des jüdischen Familienlebens, welches Gebiet keiner vor ihm aber auch keiner nach ihm in einer solch formvollendeten Weise und dabei echt poetisch durchweht, so beherrschte, wie der vielbewunderte und bald darauf von der Universität Jena mit dem Dokortitel ausgezeichnete Dichter Leopold Kompert. Im Jahre 1857, bis dahin als Erzieher in einer der ersten Wiener Familien mit bestem Erfolge tätig, trat Kompert als Beamter in die Kredit-Anstalt ein und gründete sich an der Seite einer guten Gattin ein trautes Heim. 1858 wurden dem Dichter bei seinem Aufenthalte in Paris große Ehren zuteil und 1859 begründete er den österreichischen Zweigverein der großen Schillerstiftung. Von 1863 an widmete sich Dr. Kompert ganz der Schriftstellerei, wurde in die

Gemeindevertretung der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien, aber auch in den israelitischen Kultusvorstand gewählt und entsaltete in beiden Körperschaften eine erspriessliche, allgemein anerkannte Tätigkeit, besonders auf dem Gebiete des Unterrichtswesens und der Waisenfürsorge, auf dem letzteren Gebiete von seiner treuen Gattin unterstützt.

Bei der silbernen Hochzeit Ihrer Majestäten, Kaiser Franz Josef I. und der unvergesslichen Kaiserin Elisabeth, wurde eine herrliche, vielbewunderte Glückwunschsadresse vom Gemeinderat der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien dem Kaiserpaar überreicht, die Abfassung derselben war von der Stadtvertretung, dem Landesschul- und Gemeinderat Dr. Kompert übertragen worden, dem Manne, der Wien über alles liebte und dessen Namen wir noch heute im großen Wiener Rathhausturm unter den Namen der Stadtväter und Erbauer des neuen großen Rathauses verzeichnet finden.

Kompert war ein aufrichtiger Freund der Jugend und lag ihm ihr Wohl jederzeit besonders am Herzen, jede Wohlfahrts-einrichtung, die dem Wohle der Kinder und besonders der Waisen galt, fand in ihm einen unermüdlichen Förderer und Mitarbeiter. Bei den Beratungen im Vorstande der Wiener israelitischen Gemeinde wandte er der religiösen Belehrung unserer Jugend seine besondere Aufmerksamkeit zu. So erschien er bald nach dem Inslebensreten des Jugendgottesdienstes für Knaben und Mädchen aller Bezirke Wiens i. J. 1882 an einem Sabbatvormittag mit seinem Freunde im Wiener Kultusvorstande, dem unermüdlichen Vertreter und nachmaligen Landeschulrat Em. Baumgarten, im Leopold-

städter Tempel zwischen der Jugend, die dieses große Gotteshaus in allen Rängen füllte und voll inniger Befriedigung betrachtete er die imposante jugendliche Betermenge und traf mit seinem genannten Vorstandskollegen Anordnungen in dieser Synagoge, die noch heute gelten. Die große Beteiligung der Jugend am Gottesdienste freute ihn besonders. Die Vorfahren all dieser lebensfrohen Kinder der Großstadt waren ja noch im alten Ghetto aufgewachsen, wo es an Licht und Luft oft mangelte und der Druck, der von außen auf allen lastete, schier unerträglich schien. Die Thora und inniges Gottesvertrauen waren die Lichter, die in der finstern Zeit der Unduldsamkeit die Dunkelheit des Ghetto erleuchteten und das hat der große Kompert in seinen jüdischen Erzählungen so meisterhaft geschildert.

Am 23. November 1886 — am 25. Marcheshwan 5647 — wenige Wochen vor Einzug des Weibefestes, an dem in Israels Familien alljährlich die hellglänzenden Lichtlein bei arm und reich erstrahlen, entschlief in Wien, seiner zweiten Vaterstadt, der große Dichter und Menschenfreund Dr. Leopold Kompert, der sein Vaterland, die Jugend und seinen angestammten Väterglauben aber auch sein vordem lange unterdrücktes Volk aufrichtig stets geliebt und der sich durch seine Schriften und sein Wirken ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat. Er wurde auf dem großen Zentralfriedhofe in einem Ehrengarbe beisetzt, das die dankbare Wiener israelitische Gemeinde ihrem langjährigen, verdienstvollen Vertreter gewidmet hat. — Segen seinem Andenken!

O. S. R. Moritz Antscherl: Wien.



Das Dreigespann.

Erzählung von Josef Hart.

I.

Ueber Nacht hatten Euse, Max und Moritz ihre Mütterchen verloren. So

plötzlich kam es, daß sie es mit ihrem Kinderverstand gar nicht fassen konnten. Vor zwei Tagen noch war sie mitten

unter ihnen gewesen, hatte mit ihnen gelacht und gesungen — und nun lag sie still und bleich und hatte kein Wort mehr für ihr liebes Dreigespann.

Und das Dreigespann, das sonst mit seinem Tollen und Lärmen das ganze Haus erfüllte, schlich umher tiefbetäubt und niedergeschlagen und in dem gemeinsamen Jammer unzertrennlicher denn je.

Dann kamen trübe Tage und Wochen. Papa war traurig und wortfarg und den lustigen Onkel Erich hätte niemand wiederkannt. Selbst Karo, der große Bernhardiner, und der kleine For trauten sich nicht, laut zu werden.

Suse, Max und Moritz waren nun ganz auf sich selbst angewiesen, niemand fragte nach ihren Schularbeiten, niemand sah ihnen die Hefte nach, niemand prüfte ihre Vorkabeln, niemand betete mit ihnen zur Nacht.

Ja, wäre Suse die älteste gewesen! Aber nun war sie doch die jüngste in dem Dreigespann, ein siebenjähriges kleines Mädel mit blondem Ringelhaar, sie war Mütterchens Ebenbild und so wie diese, sorgte sie nun für die Brüder, strich ihnen mit ungeschickten Fingern die Frühstücksbrote und hielt den beiden wilden Buben die Bücher in Ordnung. Sie war die ernsthafteste und stillste von den dreien.

Max und Moritz hatten seit jeher ihren Namen Ehre gemacht. Im weiten Umkreise gab es nicht zwei Jungen, die immer so zu Streichen bereit gewesen wären, wie Suses Brüder. Jetzt dämpfte wohl die Trauer um Mama ihren Uebermut, aber mit Angst sah der Vater den Tag näher rücken, wo sie wieder die Alten sein würden und wo niemand da wäre, sie im Zaume zu halten.

Onkel Erich aber war niemals um einen Ausweg verlegen. Als auch er zu merken begann, daß die männlichen Mitglieder des Dreigespanns wieder die früheren Gewohnheiten aufzunehmen begannen, als der For zum erstenmale nach vielen Monaten wieder in einer unglaublichen Maskerade aus rosa Seide mit

Federschmuck auf der Wulstfläche erschien, während die alte Köchin Fridoline wehklagend alle Schränke nach ihrem Feiertagsputze absuchte, und als aus der Schule die ersten schlimmen Zensuren kamen, da sagte er zu dem Obergespann, wie er den Gatten seiner verstorbenen Schwester zu nennen pflegte:

„So wird es nicht weiter gehen, mein Lieber. Wir beide sind viel zu beschäftigt, als daß wir uns mit den beiden Klagen so abgeben könnten, wie sie es nötig haben. Ich bin sehr dafür, einen tüchtigen Erzieher ins Haus zu nehmen.“

Das sah denn auch der Vater des Dreigespanns ein, und eines Morgens, als sich im Kinderzimmer wieder einmal eine ohrenbetäubende Katzenmusik erhoben hatte und Suse gerade dabei war, sich langsam von dem Entsetzen über der Brüder halsbrecherische Kunststücke zu erholen, trat er bei ihnen ein und verständigte sie in seiner ruhigen und ruhezwingenden Weise davon, daß am ersten Februar ihr neuer Erzieher, Herr Ferdinand Falk, eintreffen würde, den sie am Bahnhof zu erwarten und ihm einen angemessenen Empfang zu bereiten hätten.

Längst schon hatte der Vater das Zimmer verlassen, und noch immer brüteten die beiden Erziehungsbedürftigen über die plötzliche Wendung, die ihr ungebundenes Leben zu nehmen im Begriffe war. Suse war die erste, die das Schweigen brach:

„Ich hab' es Euch immer gesagt, daß ihr lieber lernen sollt, als herumzitreiben. Jetzt habt ihr's!“

„Na du, was glaubst denn!“ begehrte Moritz auf, „Er wird doch, Gott behüte, nicht nur für uns da sein, da wird unser holdes Schwesterchen auch noch etwas von der Oberaufsicht abbekommen.“

„Wenn das dein einziger Trost ist!“ murzte Max achselzuckend und setzte dann mit einem tiefen Seufzer hinzu. „Zu all dem muß er noch ein Kandidat der Philosophie sein, wo das doch die größten Philister sind!“

„O jeh, des kann lustig werden“,

jetzt war das Seufzen an Moritz; „was kann man von einem künftigen Rabbiner erwarten? Sufikind, mach dich gefaßt auf Bibel und Talmudstudium.“

Aber Euse, die den letzten Sommer auf dem Landgute des Großvaters verlebt hatte, hat sich eine tiefe Ehrfurcht vor diesen Dingen mitgebracht; deshalb schüttelte sie mit rührenden Ernst den blonden Kopf und blickte vorwurfsvoll den Brüdern nach, als sie nach flüchtig ihr zugerufenem Abschiedsgruß die Thür hinter sich ins Schloß warfen. — — —

Von diesem Tage an herrschte Gewitterstimmung. Max und Moritz gingen mit unheilkundend gemessenen Schritten und trotzigen Gesichtern einher, als hätte man ihnen das schwerste Unrecht angetan. Abends aber konnten sie sich trotzdem eng neben Eusi auf Winters Fensterbank setzen und ganz unmannlich bittere Tränen weinen um die liebe, gute, treue Mama, die ihr Dreigespann nie-

mals den Qualen der Erziehung durch einen Kandidaten der Philosophie ausgesetzt hätte. —

Und mit Riesenschritten rückte der erste Februar heran und mit ihm das Ende der Freiheit. Nur noch wenige Tage hatten Max und Moritz für sich, wo sie nach Herzenslust schlittern und harmlose Fußgeher mit Schneegeßossen überrumpeln konnten. In der Zeit, die nicht mit dieser Beschäftigung ausgefüllt war, die Schulstunden mitgerechnet, saßen und grübelten sie darüber nach, wie schwer sie dem Erzieher den Aufenthalt machen wollten, so daß er froh sein müßte, ihn so kurz gestalten zu können, als nur irgendwie möglich. Ja, damals waren Max und Moritz eben zwei unglaublich ränkessüchtige Buben — und Euse hätte ihre Not mit ihnen gehabt, wenn sie eingeweiht gewesen wäre. Aber diesmal schmiedeten Max und Moritz ihre Pläne auf eigene Faust. (Fortsetzung folgt.)



Das Chanuka-Fest.

(Aus unserem Leserkreise.)

Mit Erwartung sahen wir alle dem Chanuka-Feste entgegen. Unser Herr Lehrer hatte uns schon vorher die Bedeutung des Festes erklärt. Wir wußten jetzt, wie der mächtige Feind vor vielen hundert Jahren unserem Volke Freiheit und Glaube nehmen wollte, wie heldenmütig sich das kleine Häuflein der Juden verteidigt hatte, solange bis der Feind besiegt und der heilige Tempel wieder gereinigt und geweiht war. Am Vorabende des Chanukafestes versammelten sich alle jüdischen Kinder unserer Stadt im Tempel; wir wollten den Gedenktag der Befreiung unseres Volkes würdig begehen. Hell erstrahlte das Gotteshaus. Wir beteten, unser Herr Rabbiner erklärte uns die Feier der Chanukaweihe und als das erste Lichtlein entzündet war, da stimmten wir alle jubelnd an: Moos zur Jeschuosi. Mit freudigen

Gedanken gingen wir heim. Den ersten Tag zündeten wir ein Lichtlein an, jeden folgenden Tag um eine Kerze mehr, bis schließlich 8 Kerzen brannten. Bei jedem Anzünden sagten wir den Segensspruch und sangen des Chanuka-Lied. Dieses schildert die Bedrückung der Israeliten durch den König Antiochus. Als ihnen Gott Hilfe schickte und die Feinde die Stadt geräumt hatten, wollte sie an die abermalige Einweihung des Tempels schreiten. Sie fanden aber nur ein kleines Rännchen geweihten Deles vor, da ließ Gott das Wunder geschehen und das Lichtlein, welches sonst nur für einen Tag gereicht hätte, brannte 8 Tage. Und wenn bei uns die Chanukalichter glänzten, erinnere ich mich mit dankbarem Herzen unseres Gottes, der sein Volk so treu beschützt.

Grete Vogel, Schülerin der 2. Bürgerschulkl.



Die Innenaufsicht der „Santa Maria le Blanca“ in Toledo.

Bilder aus Spanien.*)

Das Bild der jetzigen Kirche „Santa Maria le Blanca“ in Toledo, zeigt das Innere der im XII. Jahrhundert erbauten Synagoge, die schon im Jahre 1405 eine christliche Kirche wurde, seit 1550 als Asyl für Bürgerinnen und in den Jahren 1791—1798 als Kaserne und Magazin benützt wurde. Das Innere ist fünfschiffig, enthält 32 achteckige Pfeiler mit reichen Kapitälchen, welche 28 Hufeisenbogen tragen. Die Decke ist von Lärchenholz. An der westlichen Seite befand sich die Empore für die Frauen. Unweit dieser Kirche befindet sich die Synagoge „del Tránsito“, um die Mitte des 14. Jahrhunderts von Rabbi Meier Abdeli auf Kosten Samuel Löwy's, des später hingerichteten Schatzmeisters Peter des Grausamen erbaut. Nach der Vertreibung der Juden (1492) übergaben die katholischen Könige das Gebäude dem Calatropa-Ritterorden und nannten es „San Benito“. Später wurde es dem Tode (Tránsito) Marias geweiht. Der jüngst restaurierte, einschiffige Bau ist mit vielen, gut erhaltenen, hebräischen Inschriften bedeckt.

*) Von einem unseren Freunde, der im letzten Herbst Spanien bereist und den Spuren folgte, welche die Juden während ihres vielhundertjährigen Aufenthaltes in diesem Lande hinterlassen haben.



Synagoge „Del Tránsito“ in Toledo.

Vor dem Hauptaltar, an dessen Stelle einst die Rabbiner das Gesetz deuteten, befinden sich die Grabsteine der Calasfrava-Ritter.

Auch sonst findet der aufmerksame Reisende noch genug Ueberreste aus der Zeit vor 1492 in Spanien. In Sevilla wird noch heute der älteste Stadtteil die Juderia (sprich: Chuderia) genannt, dort befindet sich die Kirche Santa Maria la Blanca, die bis zum Jahre 1391 Synagoge gewesen ist.

In Córdoba, dem Geburtsorte des Rabbi Moses Maimonides (1135—1204), führt eine Straße seinen Namen: Calle de Maimonides, dort befinden sich auch Reste der alten Synagoge mit prächtigen Ornamenten und gut leserlichen hebräischen Inschriften. (Meine Aufnahmen dieser 2 Synagogen sind leider mißlungen.)

Heute nehmen die wenigen Juden, die in Spanien wohnen, besonders bevorzugte Stellungen ein. Die meisten von ihnen wohnen in Madrid und sind sehr geachtet. Wie mir gesagt wurde, ist vor einigen Jahren in den führenden liberalen Blättern Spaniens eine Rundfrage veranstaltet worden, um Mittel zu finden, den vor vier Jahrhunderten vertriebenen Juden den Rückweg nach Spanien zu ebnen. Charakteristisch jedenfalls für den Umschwung der Gesinnung der Spanier.

J. S. Desl.

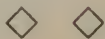
Das verunglückte Märchen.

Klein-Leuschen quälte mich wieder einmal und wollte ein Märchen hören. Das Kind saß zu meinen Füßen auf einem niedrigen Schemel und hielt die Händchen im Schoß gefaltet. Ich aber fing zu erzählen an:

Es war einmal ein reicher, reicher Jude, der hatte ein großes, schönes Haus und hieß Salomon Rübenfeld. Am letzten Abend des Chanukafestes zündete er in feierlichen Stimmung alle Kerzen im silbernen Leuchter an und sang mit seinen Söhnen das fröhliche Weihelied, und seine Tochter begleiteten den Chor am Klavier. Nachdem der liebliche Gesang verschollen war, setzte sich die Familie zu Tisch, und nach dem Abendessen kamen Gäste an, die alle in lustiger Laune waren; man begann sich bei Sang und Spiel zu unterhalten und trank Wein und Bier, soviel man nur wollte. Allmählich wurde der Inhalt der Flaschen natürlich immer kleiner und kleiner, und da klingelte der Hausherr seinem Diener; er sollte nämlich noch welche aus dem Keller holen. Aber wie er auch klingelte, der Diener kam nicht. Da wurde Salomon Rübenfeld ganz zornig und rief: „Was ist denn mit dem Jean? — Hört er denn nicht? Ist er denn auf beiden Ohren taub geworden?“ Und als er mit dem Schelten fertig war, drückte er noch einmal mit aller Kraft

auf den elektrischen Knopf, aber der Diener kam trotzdem nicht. „Da muß ich doch mal nachsehen“, sagte Salomon, „wo der Kerl eigentlich steckt.“ Er erhob sich und ging in die Gesindestube, und wie er die Thür öffnete, blieb er sprachlos und starr vor Schrecken. Da stand Jean vor einem Chanukaleuchter, acht Wachskerzen brannten darin und knatterten wie Raketen, und der alte Diener sang dazu: Woausz zur Jeschnossi. „Manu,“ plakte Rübenfeld schließlich los, „Jean, Mensch, sind Sie denn völlig von Gott verlassen? Sie als Christ — was soll das heißen? Ich bin ja ganz erstraunt.“ „Ach, entschuldigen Sie, gnädiger Herr,“ sagte Jean, „ich habe geglaubt, weil die Israeliten so tolerant und entgegenkommend sind und das Weihnachtsfest mitfeiern und die Lichtlein am Christbaum anstecken, — da hab' ich geglaubt, wir müßten uns doch auch einmal erkenntlich zeigen . . .“

„Is ja alles Schwindel,“ unterbrach Klein-Leuschen die Erzählung und wandte mir beleidigt den Rücken zu. Was? . . . Ich war wirklich verlegen und wußte gar nicht, was ich sagen sollte. Endlich fragte ich: „Warum soll denn das Schwindel sein, Leuschen?“ — Weil die Christen keine solchen Affen sind,“ erwiderte das Kind, drehte mir eine Nase und lief aus dem Zimmer hinaus.
„Schlemiel.“



Aus Liebe zur Thora.

Von M. S. Rabinowiz.

(Aus dem Hebräischen von M. B.)*

Im Beth-Hamidrasch der „Deutschen“ sitzt ein etwa sechzehnjähriger Junge in abgetragener, geflickter Kleidung, in eine Bibel vertieft. Die groben Gesichtszüge veraten seine niedere Herkunft, aber aus

seinen dunkeln, großen Augen blicken Mut und Entschlossenheit, den einmal betretenen Weg nicht zu verlassen, unbekümmert um die großen Schwierigkeiten und Hindernisse, die es zu überwinden gilt.

*) Aus einem jüdisch-russischen Städtchen. Der Zeitschrift „Welt“ entnommen.

Alle Besucher des Beth-Hamidrasch kennen ihn, des Schusters Simon. Alle lieben den Jungen, aber auch alle gehen ihm aus dem Weg. Sie lieben ihn ob seines frommen Wandels und unermüdlischen Fleißes im Thorastudium, weichen ihm aber am liebsten aus, weil er bald diesen, bald jenen zu wiederholten Malen mit der Bitte belästigt, ihm irgendeine Stelle in der Thora zu erklären. Es ist ja im Grunde nicht recht, einen Jungen mit einer solchen Bitte zurückzuweisen, denn es ist die heiligste Pflicht eines Thorakundigen, andere zu lehren; aber leicht und angenehm ist es nun einmal nicht, einem Jungen wie Simon etwas beizubringen, der sich nie und nimmer an einer einmaligen Erklärung genügen läßt.

„Ich verstehe es noch nicht“, klagt Simon, nachdem ihm ein Vers unzählige Male erklärt worden ist.

„Was kann ich dafür?“ bekommt er zur Antwort. „Ich habe es dir schon so oft erklärt und ich habe keine Geduld mehr. Du hast eben zu spät angefangen und taugt nicht für das Studium. Du solltest lieber bei deinem Leisten bleiben!“

Simon hatte nämlich bei seinem Vater, einem unwissenden Schuster, in Lehre gestanden und das Handwerk einigermaßen erlernt. Plötzlich war in ihm der Trieb erwacht, sich dem Thorastudium zu widmen.

„Soll denn ein Schuster die Thora nicht kennen?“ fragte er mit dreister Miene.

„Was läßt sich aber machen, wenn dir der liebe Herrgott einen so harten Schädel beschert hat? Ich kann dir doch nicht einen anderen Kopf aufsetzen!“

„Wenn ich einen harten Schädel habe, so muß ich mich eben doppelt so viel bemühen“, antwortet er.

„Ich kann aber doch nicht den ganzen lieben Tag mit dir zubringen und muß jetzt nach Hause gehen.“

Nach solchen Auseinandersetzungen pflegt Simon den Kopf zu senken und in verzweifelter Resignation dazustehen.

Aber bald rafft er sich tapfer auf und seine tränengefüllten Augen erstrahlen in heller Freude.

„Nun denn, so wollen wir es anders machen“, sagt er lächelnd. „Ihr habt versprochen, mir das ganze Kapitel zu erklären; erklärt mir nur drei Verse je sechsmal, und das wird ebenso viele Verse geben, als das ganze Kapitel zählt!“

Angesichts einer solchen Rechnung bleibt dem Lehrer nichts übrig, als zu lachen und dem Schüler seine Zudringlichkeit zu verzeihen. So wird das Studium geduldig fortgesetzt, bis das Kapitel absolviert ist.

Bei so vieler Mühe und mit allen möglichen Kunstgriffen gelang es Simon schließlich, sich einige Kenntnis der Bibel anzueignen.

Einen ausgezeichneten Lehrer fand er in Michael, einem zehnjährigen Knaben, der in der ganzen Stadt den Ruf eines „Lamban“ (Gelehrter) genoß. Dieser lehrte ihn täglich vor dem Morgengebet; an schulfreien Tagen studierte er mit ihm viel, stundenlang. Michael war es aber nicht recht, wenn Simon auch noch andere Lehrer in Anspruch nahm und z. B. ein Kapitel, bevor er es mit ihm ganz durchgearbeitet hatte, mit Hilfe anderer zu Ende lernte. Michael wollte ganze Arbeit verrichten; er hatte den Ehrgeiz, mit seinem Schüler ein ganzes Buch vom Anfang bis zum Ende durchzunehmen, und beschloß, mit dem „ersten Propheten“ zu beginnen, freilich unter der Bedingung, daß es Simon nicht einfalle, für diesen neuen Gegenstand auch noch andere Lehrer zu suchen.

Simon nahm diese Bedingung an. Als er aber zur Geschichte Simsons kam, konnte er der Neugier nicht widerstehen, das Ende von Simsons Heldentaten zu erfahren, und ließ sich von einem anderen das weitere überlesen und erklären. Als Michael zur Stunde kam, entdeckte er den Trenbruch.

Er war darüber erbittert. Wie oft und wie schön hat sich der jugendliche Lehrer die Freude ausgemalt, die seiner

wartete, sobald er mit seinem Schüler das ganze Buch der „Nichter“ beendet haben würde. Er würde seine Mutter veranlassen, eine schöne Mahlzeit zu bereiten; er mit seinem Schüler würden gemeinsam eine „Se'uda“ (Festmahl) halten zur Feier der „Mizwah“ (Gebot), die er allein vom Anfang bis zum Ende vollbracht hat! Und nun hat Simons Mutterwille diesen schönen Plan vereitelt. . . . So hat er ihm Gutes mit Bösem vergolten. Simon wußte, daß er es nicht dulden würde, und doch hat er ihm die Treue gebrochen — um ihm zu trosten, ihn, den kleinen Lehrer, zu verspotten.

Michael war tief gekränkt und mochte seinem Schüler nicht ins Gesicht sehen.

„Verzeihe, Michael!“ hat Simon.

Michael kehrte ihm den Rücken.

„Ich habe geseht!“ rief Simon abermals mit flehender Stimme. „Ich verspreche dir, es nicht wieder zu tun. Lernen wir weiter, ich bitte dich darum, Michael!“

Simon legte bittend die Hand auf die Schulter seines Lehrers; dieser aber wies ihn zornig von sich: „Ich will mit treulosen Jungen wie du nichts zu tun haben. Laß mich in Ruhe!“

„Michael!“ setzte Simon seine Bitten fort, „ich habe schwer gesündigt und ich verdiene auch harte Strafe. Ich bin bereit, eine Prügelstrafe zu erdulden. Ich will mich nun regelrecht auf die Bank hinstrecken, und du — nimm meinen Riemen und prügle mich.“

Der Vorschlag kam Michael recht lustig vor und sein Zorn war bald verschwunden. . . . Der große Schüler wird sich auf die Bank legen und er, der kleine Junge, wird den Riemen schwingen wie

ein wirklicher Lehrer, schwingen und niedergehen lassen — welch wunderbarer Spaß! Selbstverständlich wird er ihn nicht auf den bloßen Körper schlagen, sondern auf die Beinkleider, und auch nicht heftig, sondern ganz leise, ohne ihm weh zu tun; es geschieht ja nur zum Spaß. . . .

Simon schnallte seinen Riemen los, übergab ihn Michael und streckte sich der Länge nach auf die Bank. Er hob seinen langen Kasten, so daß sein faden-scheiniges, verschiedenfarbig geflicktes Beinkleid sichtbar wurde, das stellenweise arg zerrissen war. Still lag er da und harrete der Strafe.

Michael betrachtete den hingestreckten Jungen, seine ärmliche Kleidung, seine breiten, ausgetretenen Schuhe — und es brach ihm das Herz. Es war kein fröhlicher Anblick. Er begriff nun die ganze Größe des Jungen, seine grenzenlose Liebe zu Thora, um derentwillen er bereit war, sich so zu demütigen, so viel Leid und Mühsal zu ertragen. Einige Augenblicke stand Michael still da, hielt den Riemen in der Hand blickte wirr um sich. Endlich brach er in lautes Weinen aus. . . .

Er lehnte seinen Kopf an den Simons und weinte. „Warum weinst du, Michael?“ fragte ihn dieser verwundert.

„Vergib mir . . . ich ha—be gesündigt, ich ha—be dich her—ab—ge—setzt“, stotterte der weinende Michael — „ich. . . .“

Er fand keine Worte, um seine Erregung auszudrücken.

Der Schüler nahm seinen kleinen Lehrer auf den Schoß, umarmte und tröstete ihn. . . .

◇ ◇ Die Juden in Yemen.

Wir wollen nachstehend einiges aus dem Berichte bringen, den der Abgesandte der Alliance israelite über die Juden in Yemen seinerzeit veröffentlichte.

Es scheint, daß Juden bereits vor

Untergang des ersten Tempels in Yemen ansässig waren. Bekannt ist, daß Maimonides (gest. 1204) in einem lebhaften Briefwechsel mit den Juden in Yemen stand. Weniger bekannt ist, daß der

Talmud bei ihnen nicht zu den Grundlagen des geistigen Lebens gehört. Vor Maimonides haben sie nur die Mischna gepflegt, später haben sie vorbehaltlos sein Werk als höchste Autorität in religiösen Dingen erklärt. Immerhin ist es doch Tatsache, daß dieser versprengte Bruchteil des jüdischen Volkes den Jahrhunderten getrotzt, ein eigenes geistig-religiöses Leben geführt und ein eigenes Schrifttum, Zermionion, Synagogallieder und Melodien geschaffen hat. In Yemen mag es an 30.000 jüdische Seelen geben, die in einigen hundert Ortschaften zerstreut leben. Drei Viertel aller Juden sind Handwerker: Schneider, Schuster, Weber, Goldschmiede, Töpfer, Maurer u. s. w. Von ihrer Anspruchslosigkeit kann man sich kaum einen Begriff machen. Hören wir, was Jomtov Semach über sie zu berichten weiß (vergleiche Jahresbericht der Alliance pro 1910):

„Die materielle Lage aller Einwohner Yemens ist nicht besonders günstig, die unserer Glaubensgenossen aber außerordentlich traurig. Das Land ist arm. Die seit zweitausend Jahren währenden Kriege und Revolutionen haben das Land zugrunde gerichtet und entvölkert; es fehlt an Arbeitskräften zur Bestellung der Felder und die herrlichen Ebenen müssen auf viele hundert Meilen brach liegen.

Der Bauer ist auch kein großer Freund der Arbeit. Er genießt das Paradies des Orients, die schöne Natur, die reine Luft, und denkt nicht daran, sein Schicksal besser zu gestalten. Er stopft seinen langen Tschibuk mit dem Tabak der Berge, der ihn nichts kostet, legt ein Stück glühenden Ruhmist darauf, um ihn in Brand zu halten, streckt sich in der Sonne aus und schaut zufrieden und glücklich den Tabakringeln nach. Er

macht sich nichts daraus, schlecht gekleidet und schlecht genährt zu sein. Der in seinem Dorfe lebende und für ihn arbeitende Jude hat leider eine sehr unsichere Existenz. Man kann sich von diesem Elend keine Vorstellung machen; es fehlt alles, was das Leben ein wenig angenehm machen kann. Nicht ein Möbelstück steht in den Häusern, keine Bettstelle und keine Betten. In Sanaa legen sich reiche und arme Leute abends auf eine dünne Matratze, eine Matte von Palmblättern, zum Schlafen nieder und decken sich mit einem Hammelfell zu. Man zieht sich vollständig aus, kriecht in den großen Sack und schließt ihn von innen mit einem Schnürband.

Da es nachts immer ziemlich kühl ist, gewöhnt man sich schnell an diese eingeschlossene Luft. Als Küchenutensilien genügen ein paar Krüge und Schüsseln aus Ton und einige Körbe; man besitzt nicht einen einzigen Gegenstand aus Metall oder Porzellan, keine Gabeln, keine Löffel; man rührt das Essen mit einem Stück Holz um, und das Taschmesser des Vaters dient zum Zerschneiden aller Speisen. Das aus Sargho gebackene Brot ist der Hauptbestandteil der Nahrung; man tunkt es in eine scharfe Sauce, Helbe genannt. Das allgemeine Getränk ist der Aufguß der Kaffeerinde, der Kijcher, man trinkt ihn Tag und Nacht. — In den Städten wird in allen Familien viel Araki getrunken, ein aus getrockneten Trauben bereiteter Branntwein. Sehr gesucht ist geschmolzene Butter; manche essen sie mit einem Kijcher gemischt, andere gießen sie sich lieber über den Kopf und über den Körper (sie glauben dadurch große Kräfte zu bekommen), und ihr Kittel und ihre Kappe sind so durchtränkt davon, daß sie wie Wachstuch aussehen.

(Schluß folgt.)



Ballade

von Hugo Singermann, Berlin.

Es dröhnt die Schlacht. Im Flamentanze
Anstürmen Bataillone.

Im Feuerschlund die blut'ge Lanze
Formt eine neue Krone.

Der Hauptmann spricht zum Grenadier:
„Dort hinterm Waldessanne
Bewegt sich frech der Feind vor mir
Er sprengt von Baum zu Banne.“

Du bist von Judas' kleinem Stamm,
Dir geb' ich den Befehl,
Schleich' dich bis zu des Waldes Kamm,
Wieviel' der Feinde, zähl'!“

Zum Schützen spricht der Korporal:
„Dort hinterm Waldesbette,
Dort schlängelt frech sich wie ein Mal
Des Feindes Postenkette.“

Du bist von Judas' kleinem Stamm,
Dir geb' ich den Befehl.
Schleich' dich bis zu des Waldes Kamm,
Wieviel der Feinde, zähl'!“

* * *

Zum Waldsaum schleichen Jud' und Jud'
Von hüben und von drüben.

Die Hand am Stahl, mit heißem Mut,
Vergeßen alle Lieben!

Am Waldsaum schleichen Jud' und Jud'.
Sie steh'n an einem Banne.
In ihren Andern starrt das Blut;
Sie schau'n sich wie im Träume.

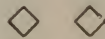
„Du bist ein Jude, so wie ich,“
Der eine spricht zum andern.
„Neh' die Hand nicht wieder dich,
Müßst' auch zum Schandtode wandern.“

Der Hand entfällt das Todeserz,
Schweiß bricht aus jeder Pore.
„Geh' stoß' ich es ins eig'ne Herz,
Als daß es dich durchbohre.“

Am Waldsaum liegen Jud' und Jud',
Den Stahl im Leib vergraben.
Aus breiter Wunde rinnt das Blut;
Nings kreisen hungrig Raben.

* * *

Und als der Schlachtlärm schweigen müßt',
Und fern Wachtfeuer lohten,
Da zog man aus der kalten Brust
Das eig'ne Schwert der Toten.



Blick in die Welt

Die am 26. Dezember 1912 statt-
gefundene Wahl eines Oberrabbiners in
Prag fiel auf den bisherigen Direktor
der Talmud-Thora-Schule, Herrn Dr.
Heinrich Brody. Aller Voraussicht nach
hat die Kultusgemeinde von Prag eine
sehr gute Wahl getroffen, zumal der neue
Oberrabbiner zu den größten Gelehrten
auf dem Gebiete der jüdischen Wissen-
schaften gezählt wird, nicht minder be-
fähigen ihn seine vorzüglichen persön-
lichen Eigenschaften zur Bekleidung dieses
hohen Amtes. Für uns ist maßgebend,
daß er sich als Direktor der Talmud-

thoraschule um dieses Lehrinstitut, dessen
Schülerzahl mehr als fünfhundert be-
trägt, große Verdienste erworben hat.
Zusolge dieses Umstandes dürfen wir
hoffen, daß seine Amtstätigkeit inbezug
auf den Religionsunterricht von guten
Folgen begleitet sein wird.

Wir beglückwünschen nicht allein den
Herrn Oberrabbiner Dr. Heinrich Brody
zu seiner Wahl, sondern auch die Kul-
tusgemeinde-Repräsentanz, daß sie ihn
gewählt hat.

Dr. Israels und der Jarewitsch.
Wie der Brüsseler „Soir“ meldet, hat

Dr. Israels, der den Zarewits operierte, folgende Bedingungen gestellt: im Falle die Operation glücklich verlaufen sollte, 50.000 Rubel Honorar nebst Reise- und Aufenthaltskosten und, daß die Ausnahmsgesetze gegen Juden aufgehoben

werden müssen. Der Zar hat die Bedingungen angenommen, worauf die Operation erfolgte, welche glücklich gelang. Eine große Auszeichnung, mit welcher ihn der Zar beehren wollte, hat Dr. Israels abgelehnt.



stark	חזק	Knabe	נער
schwach	חלש	Greis	זקן
schön	יפה	Schüler	תלמיד
fleißig	חרוץ	sehr	מאד

אנקונער . אפה איש . הוא זקן . תלד חלש . הנער חזק . התלמיד חרוץ .
האב טוב מאד . האיש גדול ותקן . הנער יפה וחרוץ . איזה התלמיד ? התלמיד
שם . מי טוב . ומי רע ?

Briefkasten.

Wir danken allen Herren, welche uns neue Adressen aufgegeben haben für ihre Liebensewürdigkeit und bitten sie auch in Zukunft der Entwicklung unseres Blattes aufmerksam zu folgen. — **M. A. in W.** Für die schönen Beiträge danken wir ganz besonders. — **S. S. in W.** Die fünfte Nummer können wir beim besten Willen nicht nachliefern. — **M. W. J.** Wenden Sie sich in dieser Angelegenheit direkt an die Buchhandlung, die Sie erwähnen und sie wird Ihnen eine gute Grammatik namhaft machen wie auch das andere beantworten. — **S. S. in W.** Für ganz Deutschland sind dieser Nummer Zahlkarten beigelegt, auf welche bei jedem Postamte die Bezugsgebühr bezahlt werden kann.

Preis-Rätsel.

1. Preis:

Ein photographischer Apparat mit vollständiger Adjustierung.

2. Preise

erhalten fünf Auflöser, und zwar je einen gebundenen Jahrgang „Jung-Juda“. Schließlich erhalten zehn Auflöser je einen Band ausgewählter Erzählungen.

Bedingungen:

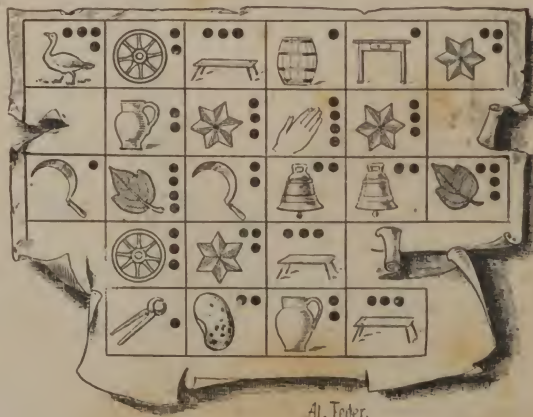
1. Die eigenhändig geschriebenen Auflösungen müssen spätestens am 28. Jänner in unserer Administration in Prag II., Stefansgasse einlaufen. 2. Alle Abonnenten, welche die Bezugsgebühr für das Jahr 1913 entrichtet haben, können an dem Wettberbe teilnehmen. Die Prämierten werden in der dritten Nummer dieses Jahrganges namentlich angeführt werden. In dieser Nummer werden zugleich alle Auflöser veröffentlicht.

Rebus:

FAVTEREDESTILKEDE
NZAAR

Ägyptische Zeichenschrift.

Nimm von jeder Figur den sovielten Buchstaben als die dabeistehenden Punkte dir anzeigen; du erhältst einen rabbinischen Spruch!



Buchstaben-Rätsel.

Mit **H** ist es ein kleiner Walb,
Mit **Ar** ein Land in Oesterreich,
Mit **M** ein Fluß im Deutschen Reich,
Mit **R** ein böser Bruder.